

Als Missionarin in Afrika

Als ich Dina heute besuche, liegt sie unter der warmen Bettdecke. Aber sie friert. Ihr ist immer kalt, seit Metastasen Macht über ihren Körper haben. Sie haben ihre Wirbelsäule durchlöchert. Jetzt tobt der Krebs in ihrem Magen-Darm-Trakt. Doch sie lächelt mich an.

„Wie gerne hätte ich mein Leben aufgeschrieben, Lilo. Du weißt es. Ohne deine Hilfe werde ich es nicht mehr schaffen. Ich würde nicht einmal den Anfang finden“, sagt Dina mit matter Stimme zu mir.

„Du beschäftigst dich doch mit deinem Laptop. Tippe alles ein, was dir so einfällt. Stichworte reichen aus. Oder Sätze im Telegrammstil. Ich werde sie dann zusammenfassen“, schlage ich vor.

„Ja, ich werde es mal versuchen.“

Einige Tage später betrete ich wieder die kleine Wohnung in der Bachstraße, deren Türe immer unverschlossen ist, seit Dina im Bett liegen muss.

Bei meinem heutigen Besuch sagte sie: „Es strengt mich so an. Ich bin immer nur müde.“

„Wenn es dir gutgeht, erzählst du mir etwas und ich mache mir Notizen.“

„Wir müssen uns beeilen.“

Ich mache gar nicht erst den Versuch, nach einer Antwort zu suchen. Leere Worte wären es gewesen, wenn ich nach Trost suchen würde.

„Was soll ich dir erzählen?“, fragt Dina.

„Es ist ganz gleich. Ich meine auch die Reihenfolge. Erzähle, was dir so einfällt.“

„Vielleicht wird es nur noch eine kurze Geschichte.“
„Kurzgeschichten aus deinem Leben. Warum nicht?“,
antworte ich, obwohl ich weiß, wie sie es gemeint hat.
Dina lächelt mich wissend an. Ich fühle mich durchschaut.
Es gibt Menschen, die es keineswegs verdienen, Lieblinge
der Götter zu sein, aber sie sind es. Warum gehört Dina
nicht zu diesen Glücklichen?
„Ich wollte früher immer Missionarin werden.“
Offenbar ist sie heute gewillt, der Müdigkeit zu trotzen.
„Du weißt ja, ich liebe die Herausforderung. Darin habe ich
eine erfüllende Aufgabe gesehen. Ich wollte für die
Ärmsten der Armen eintreten, wollte helfen, dem Elend in
der Dritten Welt entgegenzusteuern.“
„Missionarin?“ Ich sehe sie überrascht an.
Leoni, Dinas Katze, liegt wohligh schnurrend neben ihr auf
dem Bett und lässt den metaphorischen Gedanken in mir
entstehen. Katzengleich, vorsichtig und geschmeidig
bewegte sich Diana unter ihrem Schicksalsberg auf der
Suche nach einem Weg, der nach draußen führte. Aber
wohin sie auch tapste, vor ihr baute sich laufend ein neues
Hindernis auf. In meinen Gedankengängen ähnelte der
Berg bald einer Müllhalde statt einem grün bewachsenen,
sanften Hügel und im Laufe unserer vielen Gespräche
wuchs er unverzüglich zu einer Mülldeponie. Die schmalen
Hohlräume zwischen dem Abfall führten in die Dunkelheit,
die Spalten werden gefährlich und eng. Beängstigend eng.
Gestein, spitz und scharfkantig, verletzte sie, ganz gleich,
wie sie sich auch bewegte. Den Weg zurück gab es nicht
mehr, nachrutschende Gesteinsbrocken verschütteten den
Gang hinter ihr. Doch sie fand ihren Weg nach draußen
und ging mit ungebrochener Energie ihren vorgegebenen

Schicksalsweg weiter. Noch einmal schlängelte sie sich durch dieses Labyrinth der dunklen, grausamen Enge. Erneut war sie gefangen und wartete mal verzweifelt, mal voller Demut oder nur noch müde auf den zerschmetternden Prankenschlag der Vorsehung. Manchmal wartete sie auch auf ein Wunder. Auf ein großes Wunder.

Still sehe ich zu Dina. Heute ist sie sehr müde. Ich weiß ihre Antwort nur zu genau, ihre Erwiderung, sobald ich ihr meine Gedanken mitteile. Ich habe in der Dunkelheit immer ein Licht gesehen, wird sie mir sagen.

Wie viele Jahre kenne ich Dina inzwischen? In meinem Schädel arbeitet es. Zwölf Jahre werden es sein. Mir wird klar, dass ich so gut wie nichts von ihr weiß, obwohl wir uns oft gesehen haben.

Im Schnelldurchlauf lasse ich das Band abspulen, auf dem ich mein Wissen über sie gespeichert habe. Sie stammt aus Ostfriesland. Darüber haben wir öfter mit meinem Mann zusammen, wenn auch ihre Eltern bei Dina zu Besuch waren, diskutiert oder gewitzelt. Sie ist auf dem Land aufgewachsen. Ich auch. Schon deshalb nehme ich an, dass ihre Kindheit durchweg schön gewesen sein muss. Ich kenne ihre Eltern. Die Mutter flüchtig, den Vater etwas besser. Aber beide sind sehr freundlich, höflich und vergnügt. Ich schließe daraus, dass Dina zweifellos eine wohlbehütete Kindheit in der Geborgenheit ihres Elternhauses hatte. Es folgte eine unglückliche Ehe, ja, die sie bald beendete. Alleinerziehende Mutter. Auch nicht einfach, zumal sie keinen Pfennig Unterhalt vom Vater

ihrer Tochter Anna bekommt. Und dann die Krankheiten. Die vielen schweren Krankheiten.

Es ist doch viel, was ich von Dina weiß. Aber alles nur ansatzweise. Nur während einer Chemotherapie habe ich etwas mehr mitbekommen. Ihre Übelkeit und die Angst vor dem Haarausfall. Als sie eines Morgens die ersten Haarbüschel auf ihrem Kopfkissen liegen sah, fiel Dina kurz entschlossen selbst die Entscheidung und ließ ihren Kopf kahl rasieren, um nicht erleben zu müssen, wie ihre schöne, dunkle Haarpracht nach und nach dünner wurde. Wenn sie schon nicht über Tod oder Leben entscheiden konnte, über ihre Frisur konnte und wollte sie es.

„Wenn die Intelligenz wächst, müssen die Haare weichen“, witzelte sie an diesem Tag und zeigte mir wenige Minuten später ihre Perücke, die sie dann aber doch nicht tragen konnte. „Sie ist ein Fremdkörper und meine Kopfhaut juckt so entsetzlich darunter, dass ich es nicht aushalte. Das kommt, weil die Seele sich dagegen sträubt und der Rest des Körpers nachzieht“, begründete sie sofort ihre Abwehrhaltung.

„Du reagierst allergisch auf das Kunstgewebe, würde ich sagen“, war meine Antwort darauf.

Kunstvoll schlang sie sich daraufhin einen Schal um ihren kahlen Kopf und besah sich im Spiegel. Hübsch sah sie mit ihrer Kopfbedeckung aus. Sie wusste es, und ich bestätigte es. Alles, was dann kam, hat sie ausgehalten. Aushalten müssen. Ihre Zuversicht hat sie trotz allem nicht verloren und den Kampf gegen den Krebs schließlich gewonnen. Das war vor drei Jahren. Nun ist sie erneut erkrankt. Aber sonst? Kein Gespräch ist vertieft worden. Ihr Alltag

hat sie zu sehr in Beschlag genommen. Meiner mich auch. Von mir weiß sie trotzdem sehr viel. Sie kennt mich durch und durch. Sie hat mich ja auch immer zum Reden aufgefordert.

„Wie kamst du denn darauf, Missionarin werden zu wollen?“, hake ich nach.

„Das kannst du nicht wissen. Ich habe es dir nie erzählt.“

„Du kennst mein ganzes Leben, und ich? Was weiß ich von dir?“

Sie geht nicht auf meine Bemerkung ein. „Ich war sogar in Afrika. Damals nach meiner Ausbildung. Das war doch einer der Gründe, weshalb ich Krankenpflegerin werden wollte.“

„In Afrika?“, frage ich perplex. „Und wo?“

„Wo?“ Ihr Blick schweift kurz zum Fenster und langsam wieder zu mir zurück. In Dina arbeitet es, bevor sie antwortet.

„Das zu erwähnen, wäre nicht gut, Lilo. Für dich nicht und auch nicht für mich.“

„Und wie lange warst du dort?“

Dina lacht mich verunsichert an. „Du stellst Fragen.“

„Ja, natürlich stelle ich Fragen. Wenn du mir schon erzählst, dass du in Afrika warst, werde ich neugierig.“

„Es ist besser, wenn ich dir auch das verschweige.“

Ich werde nachdenklich, aber noch neugieriger. Es muss dort ja sehr spannend gewesen sein. Oder gefährlich.

„Vier Wochen?“

„Länger.“

„Drei Monate?“

„Ich war eine lange Zeit dort. Lange genug, um Menschen,

Sitten und Leiden dieses Landes kennenzulernen. Mit dieser Antwort musst du dich schon zufriedengeben.“

„Ist doch in Ordnung, Dina.“ Ich nicke kurz und schaue sie dann geduldig an.

„Weißt du Lilo, es gab dort so viel Elend, das kann sich kaum jemand vorstellen. Deshalb ist es besser, wenn ich es für mich behalte. Man kann nur hoffen, dass sich dort inzwischen alles zum Besseren verändert hat. In der Station, in der wir untergebracht waren, war ich die einzige Krankenschwester. Das hat sich dort in dem Gebiet ganz schnell herumgesprochen, denn weit und breit gab es keine ärztliche Versorgung. Keine Krankenstation. Nichts. Morgens in aller Frühe standen die Menschen schon in langen Warteschlangen vor meiner Tür, als hätte ich die Herrschaft über Leben und Tod. Und ich habe versucht, ihnen so gut ich konnte zu helfen.“

Warum hat das Schicksal Dina nicht geholfen, wenn sie doch so viel Gutes tun wollte, überlege ich. Sollte es nicht einem jungen Menschen beistehen, der doch helfen will? Wo ist der Allmächtige, der zulässt, dass dieser Mensch durch Krankheit daran gehindert wird?, frage ich mich. Und Dina ist doch noch so jung. Ihre Eltern sind nur wenige Jahre jünger als ich.

Über Gott, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit werde ich nicht mit ihr diskutieren. Dina ist sehr gläubig und spricht auch offen und gerne darüber. Es ist gut so. Sie findet Kraft und Trost in ihrer Frömmigkeit. Meine Glaubensrichtung ist nicht so überzeugend, aber meine Gedanken darüber behalte ich für mich und auch über mein Leben werde ich überhaupt nicht mehr reden, nehme ich mir vor. Jetzt ist

Dina dran. Fragen werde ich stellen, wenn ich spüre, dass sie angebracht sind, mehr nicht.

„Das war krass, was ich da erlebt habe“, beginnt Dina zu erzählen. „Einmal haben wir ein kleines Mädchen gefunden. Etwa zwei Jahre alt – sie hatte ein verwachsenes Bein. Du musst wissen, sie hatte sich das Bein gebrochen. Eigentlich kein Akt, wenn man es ordnungsgemäß schient. Aber man hat das Kind zu keinem Arzt bringen können und unbehandelt wäre das Bein ewig verkrüppelt geblieben. Ausgesetzt hat man das Kind. Einfach entsorgt.“

Ich kann es nicht fassen und sehe Dina entsetzt an. Dina fährt jedoch fort, ohne weiter darauf einzugehen.

„Ich musste mich dazu überwinden, dem kleinen Wesen erneut das Bein zu brechen, um es zu schienen. Das war schlimm, aber ich musste es tun, wenn ich der Kleinen helfen wollte. Und ich wollte! Oh, wenn ich nur daran denke. Ich war doch die Einzige, die helfen konnte. Zuspruch hatte ich ja. Hilfe an meiner Seite auch. Aber es war schrecklich, was ich da tun musste. Wir hatten keinerlei Narkosemittel. Das war doch das Schlimmste. Aber wir hatten Alkohol. Ich habe mich volllaufen lassen, bevor ich mich an das Bein wagte. Und der Kleinen haben wir auch Alkohol gegeben. Wir hatten vorher jeden Handgriff abgesprochen, der geschehen musste, verstehst du? Wegen dem Alkohol. Ich war doch sturzbesoffen, anders hätte ich es nicht geschafft, diesem ... süßen kleinen Mädchen zu helfen.“

Dinas Blick wandert einen Moment zum Fenster und bleibt in der Ferne hängen, dann dreht sie ihren Kopf wieder zu mir und sieht mich an. Ein kleines Leuchten überzieht ihr

Gesicht.

„Heute lebt dieses junge Mädchen übrigens in ...“ Erneut gerät sie ins Stocken. „... in ... in einem europäischen Land. Kerngesund.“

Das ist doch was, will sie mir damit sagen. Ist das nicht erfreulich? Ich vermute auch, dass sie weiß, in welchem Land dieses Mädchen heute lebt, aber ich frage nicht danach. Sagen kann ich nichts dazu.

„Was meinst du, was für einen Aufwand es jedes Mal erfordert hat, wenn wir die vielen Babys nach Europa bringen lassen wollten. Laufend mussten gefälschte Papiere besorgt werden. Das ist auch der Grund, warum ich nicht erzähle, in welchem Land es war. Zumal später jemand aus genau diesen Gründen verhaftet wurde.“

Dina sieht mich prüfend an, so, als muss sie überlegen, ob sie weitersprechen soll.

Es muss wohl eine gefährliche Sache gewesen sein. Trotzdem frage ich: „Ein Politiker?“

„Ja“, lautet die Antwort nach langem Zögern.

Intelligenz vereint mit Stärke und Herzenswärme, denke ich. Das ist Dina.

„Bevor wir damals dorthin geflogen sind, hat man uns gesagt, wir würden einen Koller bekommen. Ich bekam keinen. Auf uns hat doch nur Arbeit gewartet. Die vielen kranken Menschen warteten auf unsere Hilfe. Sie brauchten unsere Hilfe.“

„Und woran waren die meisten erkrankt?“ Ich denke an Aids und glaube, sie wird es jetzt erwähnen. Aber nein.

„Die Krankheiten und Entzündungen häuften sich hauptsächlich durch mangelnde Hygiene. Und dann waren dort die vielen Kinder, die auf unsere Hilfe gewartet haben.“

Sie wurden mühevoll von uns aufgepäppelt, bevor wir sie ins Ausland bringen lassen konnten. Jede Nacht waren wir unterwegs und haben sie gesucht.“

„Was habt ihr ... wonach?“, will ich wissen. Mir schwant da schon etwas.

Und Dina spricht es mit dem nächsten Atemzug aus. „Nach Babys haben wir gesucht. Nach Neugeborenen. In den Müllcontainern haben wir sie gesucht und herausgeholt.“

Mir muss das Entsetzen in den Augen gestanden haben, denn Dina hält einen Moment inne, bevor sie weiterspricht.

„Nacht für Nacht waren wir unterwegs. Zwei Stunden bevor es hell wurde, sind wir losgezogen und haben Neugeborene aus dem Müll geholt. Manchmal hörten wir ja auch ihr leises Quäken, dann wussten wir, dass wir noch zur rechten Zeit gekommen waren. Du musst wissen, dass es für die Familien eine Schande war, wenn ein Mädchen, noch unverheiratet, Mutter wurde. Früher, so erzählte man mir, hat man die schwangeren Mädchen umgebracht, später fand man dann diese Lösung. Vielleicht ja auch nur bei einigen, wer weiß das schon. Dafür waren wir ja auch nicht zuständig, wir waren nur zum Helfen da. Nur für die Pflege in einem Heim. Einmal haben wir in einer einzigen Nacht acht Babys gefunden.“

„Im Müll?“

„Ja. In den Müllcontainern. Für viele Babys sind wir sowieso zu spät gekommen. Sie lebten nicht mehr, und wir durften nicht darüber nachdenken, wie viele noch abgelegt werden, nachdem wir wieder weg waren. Viele sind auch noch gestorben, nachdem wir sie mitgenommen hatten. Entweder haben wir sie zu spät gefunden, manche waren auch schon von den Ratten angeknabbert – und sie waren

ja tagsüber der unerträglichen Hitze ausgesetzt. Über fünfzig Grad müssen in den Containern geherrscht haben. Es war alles so grausam.“

Ich hätte mich schütteln mögen, so grausig fand ich das alles.

„Ist wohl ein bisschen zu viel für dich?“, will Dina wissen.

„Das kannst du wohl laut sagen. Es ist ja unvorstellbar, was du mir da erzählst.“

„Ja. Es ist kaum zu fassen, dass es so etwas gibt. Und doch haben wir es jeden Tag beziehungsweise jede Nacht erlebt.“

„So etwas Grausames.“

„Ja, da sagst du was. Für die Babys, die gestorben sind, haben wir immer eine kleine Trauerstunde gehalten, aber wir haben sie zurück in die Container gebracht, wenn wir in der nächsten Nacht aufs Neue auf der Suche waren. Uns blieb doch nichts anderes übrig. Wo hätten wir sie auch alle lassen sollen? Selbst wenn dort ein Friedhof gewesen wäre, es wäre viel zu gefährlich für uns gewesen, sie dort zu begraben. Niemand von den Einheimischen dort durfte etwas von unserem Tun erfahren.“

„Das ist ja schlimm als im Krieg.“

„Das ist Krieg, Lilo. Das ist Krieg.“

„Ja.“

„Von diesen acht Babys, die wir in der einen Nacht gefunden haben, haben nur zwei überlebt.“

Trotzdem. Zwei Leben gerettet, denke ich bei mir. Zwei Leben in einer Nacht. Mir drängt sich eine Frage auf, die ich eigentlich selbst beantworten kann, trotzdem frage ich:

„Dina, sag mir, warum lässt Gott so etwas zu?“

„Gott hat die Welt geschaffen und er hat den Menschen

erschaffen. Was die Menschen mit der Welt machen, ist nicht sein Werk.“

Eine andere Antwort habe ich nicht erwartet. Ich denke doch genauso. Ich will mir ein klareres Bild von Dinas Leben dort machen, deshalb dränge ich ihr noch mehr Fragen auf.

Doch sie möchte über Alltägliches reden und dass ich ihr einen Becher Pfefferminztee aufgieße.

„Habt ihr dort in Afrika in Baracken gelebt oder in Zelten?“, frage ich sofort, als ich wieder bei ihr bin, damit sie gar nicht erst die Gelegenheit bekommt, ein anderes Thema aufzugreifen.

„Nein. Wir haben dort in unterschiedlichen Privatquartieren gewohnt. Ich zum Beispiel wurde bei einem Einheimischen einquartiert.“

„Ach? Privat? Ich hatte ganz andere Vorstellungen.“

Ich muss überlegen. Jetzt passt einiges ihrer Erzählungen nicht mehr zusammen, also frage ich gleich weiter. „Du sagtest doch, dass morgens eine Schlange von Hilfesuchenden vor deiner Tür stand.“

„Ja, mir wurde in diesem Haus ein Zimmer zur Verfügung gestellt.“

„Einen Raum nur für die Behandlung der Patienten?“

„Ja.“

„Ja, und die Babys? Du sagtest doch, die Einheimischen durften nichts davon erfahren. Du musstest sie doch versorgen und unterbringen.“

„Dieser Araber hat die Missionsarbeit mit Engländern und Australiern unterstützt. Er hatte sich auch dem christlichen Glauben zugewendet und versuchte sogar, durch eine selbst